

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gleichen heute riesigen Heerlagern, in denen es nur so wimmelt von Truppen, Befestigungen, Batteriestellungen, Kleinbahnen usw. Gestützt auf die Abmachungen mit Italien hat Frankreich auch seine Mittelmeerflotte reduziert und dafür seine Kanalslotte im Laufe der letzten neun Monate verdoppelt. Auch die Luftstreitkräfte in den Kanalhäfen sind bedeutend verstärkt worden.

Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß der italienische Generalstabschef Badoglio mit einer hohen französischen Auszeichnung bedacht worden ist. All die Truppen, die an der französisch-italienischen Grenze frei geworden sind für Elßaß-Lothringen, sind schließlich ein Stück gestanzten Bleches wert! Nun soll der begonnene Meinungsaustrausch zwischen den beiden lateinischen Generalstäben fortgesetzt werden durch einen Besuch Badoglios in Paris. Das militärische Einvernehmen zwischen Italien und Frankreich soll also noch weiter ausgebaut und vervollkommen werden. Das muß uns zu größter Vorsicht und Wachsamkeit veranlassen. Es ist nicht gesagt, daß der Leidtragende der italienisch-französischen Verständigung immer in Afrika zu suchen sei. Die Möglichkeit, daß Frankreich eines Tages auch dem italienischen Appetit auf Graubünden, Tessin und Wallis mit Gotthard und Grimsel nachgibt, wie es im Januar hinsichtlich Abessinien nachgegeben hat, und wie dies Oberstdivisionär Gertsch in seiner letzten Schrift in Aussicht stellte, ist damit plötzlich in die Nähe gerückt. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß 1918 sowohl Frankreich als auch Italien ihre Grenzen im Nordwesten und Südosten unseres Landes vorgeschoben haben bis Basel und Reschenscheideck. Zweidrittel unserer gesamten Grenzen haben wir mit Frankreich und Italien gemeinsam; die Schweiz befindet sich in einer Zange und somit in einer sehr unangenehmen Situation, seit Frankreich und Italien ihre Gegensätze beigelegt und sich verbündet haben.

Gottfried Zeugin.

Bücher Rundschau

Neue Briefe Gotthelfs.

Das literarische Schaffen von Jeremias Gotthelf ist eine Erscheinung ganz eigener Art. Es ist eine Erscheinung, die man fast als ein Hineinragen des Mittelalters in unsere Zeit bezeichnen möchte. Wo sonst ist es denkbar, daß in der ganzen Reflektiertheit der Neuzeit ein Künstler noch so rein und naiv der Sache hingegeben ist, daß er mit dieser Naturhaftigkeit, Unbekümmertheit, Wahllosigkeit schuf wie Gotthelf. Gerade das starke ethische und volkserzieherische Element seiner Dichtung ist dabei ein Faktor, an dem sich das Bewußtsein ausleben kann und auch auslebt bis zum äußersten Rationalismus hin, und damit seine zerlegende Funktion irgendwie ablenkt von der Dichtigkeit des Lebendigen und Einmaligen, das so in einer Fülle und Naivität heraufblühen kann, wie sie tatsächlich im 19. Jahrhundert kaum mehr gefunden wurden. Es scheint sich bei dieser Doppelspurigkeit um eine Erscheinung recht eigentlich schweizerischer Natur zu handeln, die wir zum Beispiel bei Gottfried Keller in abgewandelter Art ganz ähnlich antreffen. Auch bei ihm im Bewußtsein eine fast nüchterne Vernunft- und Moralgeseinnung, die irgendwie sich in sich selbst befriedigt, derart, daß gerade auf dem Fundamente ihres Ethos etwas so Einheitliches, Naturhaftes, man möchte fast sagen vor dem Sündenfall Stehendes entspringen konnte, wie etwa „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, und das „Meretlein“ aus dem „Grünen Heinrich“. — Oder wenn wir zurückgehen auf den andern großen Berner, Beat Ludwig von Muralt, so finden wir gleich-

falls bei ihm dieses ganz eigenartige Nebeneinander einer ethischen Gesinnung, die scharf und bis zum Spießbürgerlichen gehend, alle Dinge in Gut und Böse zerlegt, im Sein und Schein, und dahinter eine Mystik des einheitlichen, unmittelbar aus Gottes Hand gekommenen Lebens, an das keine Scheidung heranreicht.

Gotthelf hat selber dieses Unliterarische seines Schaffens, das vom Ethischen her gezwungen zum Überethischen vordrang, klar erkannt. Führen wir einige Worte von ihm darüber an: „Es ist merkwürdig, daß die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiß mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen.“ — „Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, arbeitete ich frisch vorweg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was sagt die Welt? Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmütige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren. So kam ich zum Schreiben ohne alle Vorbereitung, und wurde, ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volkschriftsteller.“ — „Begriffe nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte. . . Dieses Leben mußte entweder selbst sich aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es tat es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten.“ „Ich habe alt angefangen, der Weiher lief eigentlich über.“

So steht Gotthelf wie das, was die Sturm- und Drang-Zeit einen Koloß und ein Originalgenie genannt hat, vor uns, in ungeschiedener Mischung vom Größten bis ins Kleinste hinein, voll Ahnungen des Ewigen und voll Borniertheit, voll Hingabe an die Idee und voll Heiligspredung des nüchternsten Ordnungs- und Erwerbsinnes, voll Gotteskindschaft und voll Kleinbürgertum. Daß das alles in Einem geht und aus Einem kommt, daß hier jede Analyse schließlich splittert, daß das Ganze immer irgendwie groß ist, solange man es im Ganzen läßt — um das zu begreifen, muß man immer wieder die Dinge selber von Gotthelfs Kunst auf sich wirken lassen. Auch was Gotthelf von sich selber sagt, gibt immer irgendwie dies Ganze.

Die schöne Zweimonatschrift „Corona“, deren Programm der Qualität in der heutigen Zeit, wo alles Programm Gesinnung ist und weniger Qualität, besonders wohlthut — sie veröffentlicht in einer ihrer letzten Nummern ungedruckte Briefe von Gotthelf an einen deutschen Verehrer, die in Fülle solche Selbstzeugnisse in ihrer Rundheit und ihrem Reichtum geben. Es seien im folgenden einige Absätze aus ihnen herausgelöst.

„Mir waren von je die meisten Volkschriften abgeschmackt vorgekommen. Weise Leute rüsteten eine solche Schrift zu wie die Apotheker ihre Mittel, nahmen ein Lot Religion, anderhalb Lot Moral, zwei Lot feine Lebensart, ein halb Pfund gemeinnütziges Allerlei, streuten einige Volksausdrücke darunter, preßten irgendeinen alten Witz hinein, rührten alles wohl untereinander und stellten dem Volk das Fressen vor. Das Volk wandte sich zumeist angewidert davon ab. . . Selbst Pestalozzis Dienhard und Gertrud leidet in den späteren Auflagen an der unnatürlichen Überladung mit Gemeinnützigem. . .; daher ward dieses treffliche Buch kein Volksbuch, das Volk ißt die Weisheit nicht mit Löffeln. . .“ — „Allemaal wenn ich zu einem Buch ansehe, so will ich nur ein klein Büchlein machen, und allemal wird ein großes daraus, eine innere Nötigung zwingt mich dazu, und die einmal ins Leben gestellten Gestalten fordern ein bestimmtes, abgerundetes Leben, wollen sich nicht begnügen mit einem bloßen gespenstertigen Dasein. Freilich weiß ich, daß ich zu breit bin; den Fehler suche ich zu bessern, aber er ist immer noch mächtiger als ich. Ebenso will ich nie im Dialekt schreiben, und auf den ersten 20 Seiten wird man wenig davon merken, nachher werde ich dazu gezwungen, ich mag wollen oder nicht, und vieles läßt sich freilich nur im Dialekt treu geben. Zudem ist unser Dialekt wirklich gar bündig und kräftig, und manches verdiente, in den allgemeinen deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden.“ — „Woher das Volkstümliche kommt, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, ich glaube der größte Teil

liegt im republikanischen Blute, namentlich das Frische und Unabsichtliche, Unberechnete. Daneben kommt viel daher, daß ich als Knabe auf dem Lande alle Spiele mitmachte, in einigen Meister war, daß ich als Vikar einige Jahre als freiwilliger Unterlehrer in einer Dorfschule funktionierte, dazu noch jagte, und mit jedermann sprach, solange derselbe wollte. Dabei lernte ich hören, was selten Herren hören können. Entweder schaffen sie sich die Bauern so schnell als möglich vom Leibe, oder sie dozieren ihnen, geben ihnen ihre Weisheit maßweise ein, oder sie fragen direkt, wie Untersuchungsrichter. Dieses alles schneidet offenen Mitteilungen jeglichen Faden ab. Man muß Gespräche einleiten können, im Gang erhalten, unbedacht einhelfen, nie merken lassen, daß man besondere Bedeutung auf etwas lege zc., kurz, man muß weder durch Mienen, Blicke oder Worte das bäurische Mißtrauen erregen — dann vernimmt man etwas und kommt doch täglich zu neuen Dingen. So saß heute ein Bauer von 1—4 Uhr an meinem Tische, nicht einer aus meiner Gemeinde; ich vernahm vieles und schnitt doch selbst durch ein unbedacht mich gehen lassen bei der Hauptsache (es waren Sagen, sogenannter Aberglaube) den Faden ab.“ — „Abgesehen bekenne ich gern, daß ich was an mir habe von einem mutwilligen Füllen, welches auf üppiger Weide steht, bild frißt und bald springt, seines Lebens froh ist, nicht daran denkt, daß ihm jemand zusieht, sich seiner freut oder über ihn sich ärgert. Ich bin wirklich noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen von schriftstellerischer Stellung und daherigem Rufe, habe das auch nie im Auge, wenn ich die Feder ansehe, sondern das Volk und seine Not, sein wahr Wohl, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Und wenn mich das einmal bewegt, so bin ich nicht mehr Meister, da werde ich regiert. Nebenbei kommt es mich zuweilen wirklich an, wie ein Bedürfnis nach Ruhe, nach einem schönen, erquicklichen Spaziergange, daher dann auch manch Friedliches, Träumendes, das hinübermöchte in höhere Gefilde, zum Beispiel teilweise der „Schlvestertraum“. Derselbe ward vielfach genommen als eigenes Erlebnis, aber irrig. Denn ich besitze eine liebe Frau und drei körperlich und geistig reich ausgestattete Kinder und habe wirklich und unverdient zumeist heitere Tage genossen; kein großes Unglück ragte in dieselben hinein, und was ich anfangs für Unheil nahm, war nichts als eine Führung zum Heil.“

Erich Brod.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.
